



Am 29. November 1984 starb in Hamburg Gotthard Günther, im Alter von 84 Jahren. Der in Urbana Illinois als Professor für Electrical Engineering emeritierte deutsch-amerikanische Philosoph lehrte zuletzt am Philosophischen Seminar der Universität Hamburg. Zu den wenigen Orten, an denen eine Rezeption des Güntherschen Werkes stattfindet, zählt Berlin, wo zu Beginn der 70er Jahre die Seminare Rudolf Kaehrs die Voraussetzungen dafür schufen

und auch eine regelmäßige Vortragstätigkeit Günthers an der Freien und an der Technischen Universität einleiteten.

Marie Günther gewidmet

Vielleicht kann man von der Güntherschen Konzeption der Diskontextualität ausgehen, um die innovativen Eigenheiten seines Philosophierens nachzuzeichnen. Darunter ist zu verstehen, daß die bisherige Annahme der Einheit und Einzigkeit des Seins der Welt (Kosmos, Universum) unwiderruflich zu verwerfen ist. Nach Günther ist das Universum in sich vielfältig gespalten und nicht auf einen Nenner zu bringen, nicht nach einem Maß zu messen. Das Universum zeigt sich dem nachklassischen Menschen als Pluriversum. Der klassischen Einheitlichkeit der Welt entsprach und entspricht immer noch die einheitliche Geschichte der Menschen, eine Geschichte, die die verschiedenen Kulturen zur Humanität zusammenschließt, die sich nur gegen die Natur und einen jenseitig begriffenen Gott abzugrenzen hat. Das alle Menschen verbindende und die Kommunikation untereinander ermöglichende Prinzip der Evidenz - Husserl immerhin das "Prinzip aller Prinzipien" - ist es, das nach Günther keine Evidenz mehr produziert, sondern immer schon von der Erfahrung der Differenz gezeichnet ist. Damit wird Kommunikation nicht grundsätzlich geleugnet, ihre Thematik jedoch entscheidend verschoben: Weil sie sich nicht mehr durch den Rückgriff auf eine gemeinsame Basis herstellt, sondern in die Erfahrung der Differenz hineingehalten wird.

Im Gegenzug zur Annahme der Diskontextualität entwickelt Günther seine Theorie der *Transkontextualität*, die die Unvereinbarkeit von Vielheit und Kontexturen und Einheit der Logik als Grenze der menschlichen Subjektivität und damit der Sprachen bzw. als Übergang zu einer "Leerform des Nichts" thematisiert. Günther kritisiert die bisherigen inhaltlichen oder formalen Notationsweisen als "Positivsprache", die das je schon Vorgegebene oder nach den Prinzipien der Identität Konstruierte aussagt oder niederschreibt. Dabei verkommt die Schrift zum defizienten Modus der Rede (des Gewissens, der Evidenz). Anders als andere Kritiker der problematischen Beziehungen zwischen Sprache und Metaphysik,

*) veröffentlicht in: **taz** vom 25.03.1985

Eva Meyer ist die Autorin des Buches "Zählen und Erzählen – Für eine Semiotik des Weblichen", Medusa Verlag, Wien-Berlin, 1983.

zwischen Logik und Grammatik, sieht Günther in dieser sprachlichen Grenzsituation nicht das Ende der operativen und exakten Denkbemühung und versucht nicht, nach dem Denken das Dichten zu lehren, sondern leitet eine neuartige Auffassung von Sprache und Schrift, von Begriff und Zahl und damit von Notationsweisen überhaupt ein. Diese kündigt sich an in einem Konzept der "Negativsprache", die nicht nur die Negation der Positivsprache ist und auch nicht nur eine formale Sprache im Gegensatz zur Umgangssprache. Vielmehr radikalisiert sie den Unterschied zwischen den präzisen mathematischen Kunstsprachen und den nicht präzisen metaphorischen natürlichen Sprachen in einer Weise, die von dem ausgeht, was beiden gemeinsam ist und daher Form in Inhalt und Inhalt in Form umschlagen läßt, zu einem polykontexturalen Zusammenspiel, das sich nicht aus Einheit und Dualität ableitet, sondern das Strukturelement der beliebigen Vermehrung zurückgewinnt, in dem und mit dem sich zukünftiges Denken und Handeln entfalten kann.

Die Leerstellen

Die "Ähnlichkeit" von Form und Inhalt heißt notwendig ein gewisses In-der-Welt-Sein des Subjektiven. Sie stößt der Schrift so wenig unvermutet zu wie der Maschine. Die Zusammengehörigkeit dieser beiden Metaphern erweist sich in dem Maße, wie sie sich dem Äußeren (Objektiven) und Inneren (Subjektiven) in ihrer Stofflichkeit und Strukturalität zugleich bemächtigen und - jenseits jeglicher Metaphorisierung - *die Frage nach der Technik* stellen. Günther speist diese Frage nicht aus einer wie selbstverständlich begriffenen Opposition zwischen dem Physischen und dem Geistigen, wenn sie sich durch die Aufzeigung innerweltlicher Beziehungen selbst bezeichnet und durch diesen *Selbstbezug* die Beschränkung der auf diese Weise erweiterten Repräsentationssysteme vor-eröffnet. Dazu bedarf es eines Kunstgriffs, den Günther mit der Proemialrelation (griech: proömion - Vorspiel) erfindet, die den beiden Relationen Ordnung und Umtausch, wie sie in der klassischen Relationentheorie gefaßt werden, vorausgeht und natürlich im definitiven Sinn keine Relation mehr sein kann. Indem sie in einer sowohl horizontalen als auch vertikalen Bewegung auf die "Relation" hinweist, die den beiden klassischen Relationen vorausgeht und damit sozusagen "darstellt", was beiden gemeinsam ist, hintergeht sie die Hierarchie, die alle relationalen Systeme des Logozentrismus auszeichnet und gibt die Struktur der Verhältnisse "an sich". Damit hat sich die Proemialrelation der Begrifflichkeit der Rede entzogen und ist daher nicht zu denken, ohne die Entdeckung jener Leerstellen, die Günther *Kenogramme* (griech: kenos - leer) nennt, die sich als vor/nachsprachliche Ökonomie der Einschreibungen organisieren und jenseits aller Werte, Relationen und Zeit die *Leerstruktur der Operationen* aufdecken.

Nun erst kann man sagen, daß die Kenogrammatik, obwohl der Begrifflichkeit der Rede entzogen, dem Denken im Verstummen des Logos kein Ende bereitet, sondern einen neuen Bereich der skripturalen Arbeit erschließt. Konstitutiv dafür ist der Doppelcharakter der Kenogrammatik, der in ihren beiden Möglichkeiten der Deutung liegt: negativ als Nicht-Logik und positiv als Ermöglichung von Logiken überhaupt. Sie vermittelt im Güntherschen Durchstoß das Jenseits und das Diesseits der Geschlossenheit, die dann von ihrer Selbstverdeckung befreit wird, wenn sie sich in strukturell verschiedenen Abbildungssystemen verschieden spiegeln kann.

Mensch / Maschine

Zum Glück gibt es in den Arbeiten Günthers einen unübersehbaren Hinweis darauf, was unter diesem neuartigen "Spiegel" zu verstehen ist. In ihm gibt es weder Hierarchie noch Notwendigkeit der Form, wohl aber lebendiges Pulsieren, das im Stoffwechsel wie in der Maschine dasselbe ist. Mit dem Maschinenbegriff Günthers gewinnt sein schwer nachvollziehbarer Schritt der Abstraktion von der Begriffs- und Zeichenebene erneut Gestalt. Und dies ist nicht ganz zufällig. Denn solange wir uns von Vorstellungen leiten lassen, wird die Stofflichkeit des Innern von einem Begriff repräsentiert werden. Die Strukturalität dieses Innern, *seine Reflexionsfähigkeit* also, wird dann durch eine Maschine dargestellt werden. Doch ist unter Maschine bei Günther nicht einfach eine gute Metapher zu verstehen, die das Funktionieren dieser Reflexionsfähigkeit beschreibt, wenn er sich fragt, welche Maschine entworfen werden muß, um diese Reflexionsfähigkeit entfalten zu können. Nicht ob diese Reflexionsfähigkeit nach Art einer Maschine funktioniert, sondern was eine Maschine ist und was diese Reflexionsfähigkeit sein muß, um vermittels einer Maschine dargestellt werden zu können, um vermittels der entworfenen und freigesetzten Nachahmung in einer Maschine ihre Vielfalt und Lebendigkeit zurückzugewinnen, die der klassische Spiegel oder auch die Entscheidungsmechanik der stets dichotomisierenden Begriffsebene notwendig homogenisiert und stillgestellt hat.

Die Mechanik ist immer schon tot, noch ehe sie zu funktionieren begonnen hat setzt sie doch immer schon einen "wissenden" Ursprung voraus, von dem sie in Gang gesetzt wird. Selbst unwissend, sortiert sie ein stummes Archiv von Vorstellungsrepräsentanzen, deren sich das Subjekt bedient, um sich ein Bild von sich zu machen, um sich als allein sprechendes und das heißt auch bedeutungsgebendes Wesen zu bestimmen. Wenn nun dieses Subjekt aus einer Ursprungsposition vertrieben und als Effekt einer ihm vorgängigen Ordnung bestimmt werden kann, wird die Mechanik aus ihrer ursprüngliche Gebundenheit, der der Bezug zum Tod ist, entlassen. Sie belebt sich, wird zur selber sprechenden Maschine und als solche und unter der Voraussetzung der Bestimmung des Menschen zum allein sprechenden Wesen, zur bedrohlichen Konkurrenz.

Praxis versus Vorstellung

Umgekehrt aber und unter der Voraussetzung von vielfältigeren Unterschieden, die nicht nur dieser eine Unterschied sind, öffnet sich ein Spielraum, in dem die haltlos gewordene Vorstellung von einer Grenze zwischen organisch und anorganisch, zwischen Leben und Tod, zwischen Vielheit und Einheit selber thematisiert werden kann. Denn wenn zum Beispiel der Körper oder das Unbewußte noch von dem als Geist oder Bewußtsein begriffenen Subjekt zu beherrschen war, so ist - wenn vom Machbaren und der Technik die Rede ist - eine Objektivierung erreicht, die dem Subjekt nicht einfach gegenübersteht, sondern es im Verfehlen und Gelingen getreulich ausdrückt. Gewisse Schichten eines angeblich Innerlichen und Subjekthaften werden abgespalten und nach außen verwiesen, doch ohne in den Bereich des Objektiven überhaupt verwiesen werden zu können, weil sie eine Beziehung aufrechterhalten, die nicht aufgeht in theoretischen Fiktionen, sondern ihren Erscheinungsweisen jenes entscheidende Moment zurückgewinnt, das jedem *praktischen Prozeß* innewohnt. Genauer gesagt ist es die Objektivierung seiner selbst, die die Herrschaft des klassischen *Subjekts* bricht zu einem unabgeschlossenen Transformationsprozeß, der nicht mehr in einem

subjektivistisch/solipsistischen Akt angeeignet werden kann, sondern der Maschine übereignet wird. Weit davon entfernt, auf ihre Regeln zu verzichten, zeigt die "Ähnlichkeit" der *transklassischen Maschine* von der Wiederholbarkeit bzw. *Machbarkeit* der "ursprünglichen" Entscheidungsmechanik. Indem sie ihren Anlauf im praktischen Prozeß nimmt und nicht in einer theoretischen Fiktion, reflektiert sie ihren Anfang und ihr Ende, ihren Tod und ihre Quelle in der strukturellen Komplexität, die für sie konstitutiv ist und vermeidet so die metaphysische Auszeichnung des einen Ursprungs als dem einen Anfang. Jenseits von der Notwendigkeit zur direkten Identifizierbarkeit aber und trotzdem zur Berechenbarkeit geeignet, muß die transklassische Maschine nicht mehr zum Bild des Schreckens vor dem unmenschlichen Selbst als dem Anderen erhalten, sondern vermittelt das Zutrauen in ihre - anderen - produktiven und autoreproduktiven Fähigkeiten.

Unterwegs zu einer anderen Logik

Nur unter der Voraussetzung der innigen Verbindung der klassisch-zweiwertigen Logik mit den metaphysischen Schöpfungen der Vergangenheit ist es vollkommen einsichtig, daß die Maschine nicht schöpferisch tätig sein kann. Denn "schöpferisch" ist jene geheimnisumwitterte Tätigkeit, die sich sofort in den Ideenhimmel zurückzieht. Günther hingegen entscheidet sich weder für eine idealistische noch für eine materialistische Antwort, sondern weist diese Fragestellung insgesamt als irrelevant ab und verlangt nach einer anderen Logik, die niemals nur eine Logik ist, da sie sich in der je doppelten, sowohl hierarchischen als auch heterarchischen Bewegung der Logik einerseits und einer allgemeinen Theorie der Symbolisierungsweisen andererseits (Kaehr), zu einem *selbstreferentiellen* Ordnungsnetz organisiert.

Mit seiner entschiedenen Hinwendung zum "praktischen Prozeß" stellt sich Günther in die Tradition der amerikanischen Kybernetik, deren Herausforderung der "europäische Idealist", der 1937 Deutschland verließ und über den Umweg über Südafrika 1940 in Amerika einwanderte, voll und ganz annimmt. Der Autor von "cybernetic ontology" (1962), einer Schrift, die auch heute noch als Philosophie der amerikanischen Kybernetik (McCulloch, Pask, v. Foerster) gelten kann, war bereits in den 30er Jahren in einer Arbeit über Hegel auf die Notwendigkeit einer nach-Aristotelischen intensionalen jedoch mathematisierenden Logik gestoßen. Damals wurden die Grenzen der klassischen Logik von gleich zwei äußerst divergenten philosophischen Richtungen herausgestellt. Zum einen von den Arbeiten Gödels in der mathematischen Grundlagenforschung, und zum anderen von der Geisteswissenschaft, die die Gültigkeit der Aristotelischen, aber auch der symbolischen Logik für ihre Domäne ablehnte und nach einer "Logik der Geisteswissenschaften" suchte. Günther war wohl der Erste und ist damit bis heute recht einsam geblieben, der mit seiner "Logistik und Transzendenzlogik" (1940/41) beide Strömungen zusammenfaßte und in einem vertieften Verständnis der logischen Thematik zu fundieren begann. Die Kluft zwischen beiden Geistesströmungen ist geblieben und hat sich in einigen Zyklen nach 1945 wiederholt, vertieft und festgefahren, etwa im "Positivismusstreit" zwischen Hermeneutik und Analytik. Verschieben in den anderen Blickwinkel Amerikas hingegen, konnte Günther seine Arbeiten wieder aufnehmen und zu ungeahnten Tragweiten führen. Gerade die Vermittlung von anscheinend unvereinbaren Standpunkten *in ihrer Heterogenität* ist es wohl die der Anstrengung von Günthers Werk eine zumeist

abweisende Aufnahme und stillschweigende Ablehnung unter deutschen Gelehrten bereitet. Diese nämlich beharren auf den Herrschaftsansprüchen ihrer Domänen und so wird sich die Rezeption der richtungsweisenden Arbeiten Günthers auch weiterhin verspäten.

Science Fiction und/oder Kybernetik

Günther, der sich 1948 in den Vereinigten Staaten naturalisieren ließ, betont immer wieder, daß mit diesem Schritt eine Annahme der amerikanischen Andersheit verbunden war. Diese erschließt sich ihm zunächst durch eine Literaturgattung: die Science Fiction. Es ist daher nicht weiter erstaunlich, wenn auch "höchst bezeichnend für die philosophische Situation in den Vereinigten Staaten", daß Günthers erster in Amerika veröffentlichter Artikel, "The Logical Parallax", in John W. Campbell's früherem Magazin "Astounding Science Fiction" (später: "Analog") erscheint. Weitere Artikel folgen, in denen das Problem der interstellaren Raumfahrt vom Standpunkt eines Logikers untersucht wird, der mit den Mitteln einer mehrwertigen Logik die Kategorien Raum und Zeit analysiert. Günther macht deutlich, was ihn an der Science Fiction interessiert und grenzt damit einen bestimmten Typ ab von dem, was gemeinhin auch noch zu dieser Literaturgattung gerechnet wird: "Es sind literarische Schöpfungen, die nicht aus dem eng Terrestrischen ins Kosmische vorstoßen, was letzten Endes nur das übermäßig vergrößerte Irdische ist, es sind auch nicht Gedanken, die die heutige Technik entlang ihren natürlichen Entwicklungslinien ins Utopische extrapolieren oder dasselbe mit sozialen Institutionen tun." Vielmehr handelt es sich "um Ausbrüche aus dem klassisch Kosmischen überhaupt in ein Transkosmisches, das aber alles andere als supernatural ist. Aus dem Bannkreis aller überhaupt erfahrbaren menschlichen Rationalität hinaus bricht hier die Literatur hinein in ein 'Rationales' das im unheimlichsten und fürchterlichsten Sinne außermenschlich in unserem klassischen Sinne ist".

Grenzen der Technik oder Grenze als Technik?

Diese Ausbrüche bringt Günther in Verbindung mit der amerikanischen Mentalität, dem "Frontier-Geist" deren spezifische Schranke einstmals der Pazifik gewesen ist und die sich nun auf andere Grenzen konzentriert. Gerade durch ihre Bezogenheit auf das Problem der Grenze und nicht auf den gemeinsamen historischen Konsensus der Innerlichkeit, wie er das europäische Denken weitgehend bestimmt, gelingt der amerikanischen Denkweise - so Günther - die Überwindung dieser homogenisierenden Verbindlichkeit durch andere Kommunikationsformen, daran sich ein anderes Bewußtsein, eine andere Rationalität schärfen kann: "Wo die Gemeinsamkeit der kulturellen Tradition fehlt, darf das Evidenzerlebnis für Wahrheit nicht mehr in der inneren Überzeugung, sondern nur noch in dem Objektivierungsvorgang jenes Denkens gesucht werden, das sich in physische Machbarkeit umsetzt." Genau dies ist das Unternehmen der amerikanischen Kybernetik, die solange eine klassische Kybernetik bleibt, wie sie lediglich technischen Bedürfnissen entgegenkommt, sich aber in dem Maße zur transklassischen Kybernetik transformiert, wie sie den Boden der klassischen Dichotomie von Stoff und Geist verläßt und neue - und das heißt *technikgeschichtliche* - Perspektiven gewinnt. Unter dieser Perspektive zieht Günther eine Verbindung zwischen amerikanischer Kybernetik und dialektischem Materialismus der Sowjetunion, insbesondere dem Leninschen Konzept der Dialektik, die sich aus der auf beiden Seiten erfahrenen Unfähigkeit des

klassischen Bewußtseins speist, "die Subjektivität aus ihrem supranaturalen Ort des Verbergens zu befreien und sie als Phänomen der Innerweltlichkeit, d.h. des Irdischen begreifen". Dieser Bruch mit dem, was der Mensch bisher gewollt hat, ist - so Günther - den untersten Schichten beider Seiten gemeinsam, und vollzieht sich dort mit einer unbarmherzigen Nachdrücklichkeit, von der das beiderseitige Tagesbewußtsein sich noch keine adäquate Vorstellung machen kann, weil der emotionale Halt, den die klassische Mythologie des Überirdischen dem Menschen bisher gegeben hat, noch nicht durch Neues ersetzt ist und von daher ideologisch verschieden interpretiert werden kann und zuletzt mit dem "Krieg der Sterne" (Reagan) verwechselt wurde. Unter den Gesichtspunkten jedoch, die Günthers Überlegungen leiten, gewinnt die Technik eine völlig neue Funktion. Sie ist nicht mehr Instrument im "Dienste der Menschheit" nicht mehr Vermittler von Mensch und Natur, die sich in einer bloßen Ingenieurwissenschaft erschöpft, sondern *eine allgemeine Theorie aller Systeme*, physischer wie geistiger, und als solche "Spiegel" der Menschen in ihrer irreduziblen Andersheit und Verschiedenheit, in ihrer Autonomie und Souveränität. So gesehen gehört die Technik wenn es sich um kybernetische Maschinen und künstliche Intelligenz handelt nicht als Instrument zum Wesen des Menschen, sondern das Wesen des Menschen gehört zur Technik, insofern er sich erst über sie ein Bild von sich machen kann. Denn erst über den Umweg über die technische Abbildung, Wiederholung der menschlichen Subjektivität in der Maschine (Mechanical Brain, Inkarnation des Logos im technischen Artefakt), entsteht eine neue und künstliche Instanz der Vermittlung der Menschen untereinander, die dem Menschen ein Verständnis seiner selbst ermöglicht, weil sie ihn von seiner Gebundenheit an die Natur, die auch der Ausgangspunkt seiner Abwehrmechanismen und Unterwerfungsstrategien ist, befreit. Dies ist notwendig, weil die bloße Idee der Humanität den konkreten und die Handlung erfordernden Problemen nicht mehr genügt. Die damit bezeichneten gegenwärtigen Schwierigkeiten verschärfen sich noch, wenn man sich fragt - wie Günther dies in einer entschieden nachtheologischen Wendung tut - mit welchen Mitteln eine extraterrestrische Kommunikation zu bewerkstelligen wäre, und wie das Überleben der Menschheit - genauer gesagt: *der Intelligenz als kosmischer Tatsache, die nicht an die Erde gebunden ist* - in den Bereich des Möglichen, weil *Machbaren* gelangt.

Es geht daher nicht an, das Günthersche Denken in eine noch nicht stattfindende Zukunft abzuschieben, um sich - wie die in Geschichte und Apologie vertiefte akademische Philosophie dies gerne tut - wieder der Vergangenheit zuzuwenden zu können. Auch ein sich gegenwärtig abzeichnendes "postmodernes" Denken kann sich nicht auf rein begriffliche Mittel beschränken. Denn wenn sich die Moderne gerade dadurch auszeichnet, daß sie den Begriff der exakten Wissenschaftlichkeit auch und gerade in die Philosophie eingeführt hat, muß die Dekonstruktion dieser Modernität sich auch auf die Grundlagen der Mathematik beziehen, um nicht die gewonnene Exaktheit einer sozusagen vorneuzeitlichen metaphorisierenden Sprechweise preiszugeben.